

# **Landesbibliothek Oldenburg**

**Digitalisierung von Drucken**

## **Oldenburgische Blätter. 1817-1848 2 (1818)**

8 (23.2.1818)

[urn:nbn:de:gbv:45:1-766942](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-766942)

# Oldenburgische Blätter.

N<sup>ro</sup> 8. Montag, den 23. Februar, 1818.

## Wunderbare Schicksale eines Russischen Officiers.

In der Schlacht bey Borodino, am 7. Sept. 1812. commandirte der Capitain S. die Tirailleurs von 6 Regimentern, und hatte an diesem Tage schon dreymal die Freude gehabt, den Feind zurückzudrängen, als ihm plözlich eine Kugel den rechten Arm völlig lähmte. Er band sich eilig den lahmen Arm mit seiner Schärpe auf, nahm den Degen in die Linke, und rückte mit seinen Deuten immer rasch vorwärts, bis ihn ein Kartätschenschuß, der ihn in die eine Seite, in den Unterleib traf, niederwarf, und außer Stand setzte, weiter an dem Gefecht Theil zu nehmen. Erst Tages drauf bekam er den ersten Nothverband, und wurde mit andern Verwundeten nach Moskau gebracht. Da zeigte sich erst, wie gefährlich seine Wunden waren. Die erste Kugel hatte ihm nämlich das Schlüsselbein zerschmettert, und lag ihm in der Brust, und zwar so, daß nicht daran zu denken war, sie jemals aus dem Körper zu bringen. Am 14. Sept., als Moskau eingenommen ward, hatte man die leichter Verwun-

deten schon fortgeschafft; die aber so schwer verwundet waren, daß die Aerzte sie aufgaben, waren zurückgelassen worden. Unter diesen war auch der Capitain S. Seine Lage war die fürchterlichste von der Welt: ein Russischer Officier, in Moskau, das in vollen Flammen stand, wo die Franzosen höhnten und wütheten, tödtlich verwundet, und doch im vollen Bewußtseyn alles dessen, was um ihn vorging! Man wird sich nicht wundern, daß ihm dies fürchterlich qualende Bewußtseyn Kraft gab, seiner Lage auf eine oder die andre Weise ein Ende zu machen; aber darüber muß man sich allerdings wundern, daß die Natur seinem Körper so ungeheure Kraft zum Widerstande gegen solche moralische und physische Qual gab. Bey der großen Verwirrung und Unordnung in der Stadt, benutzten seine beyden Dentschiks eine günstige Nacht, sattelten sein Pferd, setzten ihn mit Noth und Mühe darauf; Einer hielte ihn aufrecht, der Andre führte das



Pferd, und so kam der Zug ans Thor. Die Französische Wache wollte sie nicht durchlassen. S. selbst war völlig unfähig, etwas für sich zu thun, aber seine Leute (er hat sie noch jetzt bey sich) legten sich aufs Bitten und Flehen, um ihren Herrn, wo nicht vom Tode, doch von den Franzosen zu retten, kehrten ihre Taschen um, gaben alles hin, was von einigem Werthe vorhanden war, und, siehe da! brachten den tödtlich verwundeten Hauptmann glücklich aus der Stadt an die Russischen Vorposten. Das war allerdings ein Wunder zu nennen, und vielleicht ohne Beispiel. Der Russische General auf den Vorposten, General N. sah es auch dafür an, als er seinen ehemaligen Adjutanten S. in diesem Aufzuge von Moskau ankommend sah. Er gab ihm einen kleinen Bauerwagen, ließ das Pferd, das ihn getragen hatte, davor spannen, ließ ihm den letzten Verband, so gut die Umstände es verstatteten, anlegen, und sagte den beyden Deutschiks: „Ihr mögt den Weg nach Resan nehmen; da ist das nächste Lazareth; aber den Hauptmann bringe ihr schwerlich so weit, denn es sind 335 Werste bis dahin.“ Nun denke man sich den Zustand eines tödtlich Verwundeten auf solchem Fuhrwerk, der den letzten Kopeken am Thore von Moskau hatte zurücklassen müssen, dem die Liebe zweyer Deutschiks jeden Mangel ersetzen mußte, und der in dieser hülflosen Lage, ohne nur einmal verbunden werden zu können, nach neunzehn Tagen, doch

noch lebendig in Resan ankommt. Hier ward ihm endlich ärztliche Hülfe, gesunde Nahrung und so viel Pflege, als unter solchen Umständen möglich war. Bald aber mußten die vielen Kranken dieses Lazareths neuen Verwundeten, die in großer Anzahl hingebbracht wurden, Platz machen, und wurden tiefer ins Innere des Landes, nach Kaschimow, gebracht. Das Lazareth in Kaschimow mochte so gut und vortreflich seyn, als man nur immer will, so war es doch nicht im Stande, einem Kranken dieser Art Hoffnung zur Genesung zu geben. Wenn er auch seinem Zustande nach eine Reise hätte machen dürfen, etwa nach Reval zu seinen Verwandten, was sein sehnlicher Wunsch war, so hinderte ihn der Umstand daran, daß er vom Gelde völlig entblößt war. Grade damals aber hatte sich zufällig ein sorgsamer Freund, Graf Strogonof, nach ihm erkundigt, und sein Schicksal erfahren. Aufs ungefähr hin, daß er noch am Leben seyn könne, und wahrscheinlich in Moskau ausgeplündert sey, schickte er ihm vorläufig tausend Rubel. Nun war sein Entschluß gefaßt; er mußte nach Reval, gegen der Aerzte dringendstes Zureden, auf die Gefahr, unter Weges an Schmerz und Entkräftung zu sterben. Er ließ einen tüchtigen Pelz und eine gute Kabitke kaufen, ließ sich hineinlegen, reiste ab, und kam am 23. Dec. so erschöpft und entkräftet in Petersburg an, daß ihm hier die letzte Hoffnung entschwand, seine Vaterstadt Reval noch lebendig



zu erreichen. Da erkannte er den Officier, der die Wache am Thore hatte; es war — sein Bruder. Dieser trug nun gleich die gehörige Sorge für Arzt und Pflege, und es ist sehr wahrscheinlich, daß nur diesem Zufalle, daß sein Bruder gerade die Wache am Thore hatte, (wenn es anders Zufall giebt) die Rettung seines Lebens zugeschrieben werden kann.

Die Mutter des Kaisers, die Mutter aller Hülfbedürftigen, die den größten Theil ihrer Einnahmen auf milde Stiftungen verwendet, deren ganzes Gottgefälliges Leben eine ununterbrochne Reihe wohlthätiger Handlungen ist, hatte kaum den Anfang des Krieges erlebt, als ihre zarte Sorge für die Wunden aller Art, die der Krieg schlagen mußte, ihrer Wohlthätigkeit einen weiten Wirkungskreis öffnete. Die vorzüglichsten öffentlichen Anstalten, die vielen Lazarethe, die Pensionen für Invaliden, Wittwen und Waisen, schienen nichts zu wünschen übrig zu lassen. Aber dem Auge der Kaiserlichen Mutter, ihrer Liebe und Sorge, blieben die einzelnen Hülflosen in dem ungeheuer ausgedehnten Reiche, die hie und da überschn werden, nicht verborgen, auch wollte sie alle eignen Mittel aufbieten, um denen des Staates zu Hülfe zu kommen, und errichtete in möglichst kurzer Zeit die möglichst besten Versorgungsanstalten für Hülfbedürftige aller Art. Zu diesen Anstalten gehörte auch ein Hospital für verwundete Officiere, in

welchem immer funfzig zugleich unentgeltlich verpflegt werden konnten, und wo die Pflege nicht der Discretion bezahlter Diener allein überlassen war; denn sie besuchte fast täglich das Hospital selbst, und ihr mütterliches Auge wachte darüber, wie das Auge der Vorsehung. Kaum hatte die Kaiserin Maria erfahren, daß ein schwer verwundeter Officier vom Pawlowschen Grenadier-Regimente (welches sie, wegen der besondern Liebe und Sorgfalt, mit der ihr Gemahl es errichtete, einer speciellern Aufmerksamkeit zu würdigen scheint) in der Residenz angekommen war, so ließ sie ihm sogleich den Eintritt in ihr Hospital anbieten. Dem Rufe einer solchen Mutter folgt man unbedingt. Am 26. Dec. ließ sich S. in das Hospital der Kaiserin tragen.

Der Umstand, daß die Kaiserin selbst das Hospital besuchte, war für ihn von der größten Wichtigkeit; welches jedem einleuchtet, der aus der Erfahrung weiß, um wie viel strenger die Diener in der Ausübung ihrer Pflicht sind, wenn sie beständig von dem Auge des Herrn beobachtet werden, der sie dafür mit Gold und Ehre belohnt. Der Director des Hospitals, Staatsrath Kobel, der wirkliche Staatsrath und Ritter Erighon und der Staatsrath Mühl, das waren die Aerzte, die den Hauptmann S. auf Befehl der Kaiserin, regelmäßig jeden Tag besuchten. — In diesem Hospital hatte jeder Officier sein besonderes, schön

möblirtes Zimmer, und ein Bett, dessen üppige Vortreflichkeit eher die Bestimmung für ein Brautgemach als für ein Hospital ankündigte. Dabey wurden sie aus der kaiserlichen Küche gespeiset, und hatten alle Art Bedienung und Bequemlichkeit, die dem übrigen Aufwand angemessen war. Dies alles, und die höchste Sorgfalt in ärztlicher Behandlung und Krankenpflege, verdankten die Officiere dem Umstande, daß die Kaiserin sie selbst besuchte und sich nach allen kleinsten Umständen sorgfältigst erkundigte.

Bei einem solchen Besuche wurde die Kaiserin zufällig ein weißes Kreuz auf S.'s Tische gewahr, das, in Gold gefaßt, einem Georgenkreuze nicht ganz unähulich schien, und mit dem es folgende Bewandniß hatte.

Als S. am Abend des 26. Aug. durch seine Wunden, wie gesagt, außer Stand zu sechten gesetzt war, hatte der Lieutenant D. ungefähr eine halbe Stunde lang das Commando gehabt, und in Rücksicht auf die Wichtigkeit und den entscheidenden Einfluß dieses Postens, auf S.'s Vorstellung, den Wolodimir-Orden bekommen. Der so schwer verwundete Hauptmann selbst (für den sein Chef, der Obrist v. R. nicht sorgen konnte, da auch er in dieser mörderischen Schlacht mit Wunden bedeckt worden war, die ihn für die Folge des Krieges unthätig machten) bekam aber, wie er nachher erfuhr, auch nur den Wolodimir-Orden 4ter Classe,

der ihm ein zu geringes Andenken eines Tages scheinen mußte, der noch drey Jahre lang, unter fürchtbaren Qualen, seinem Leben in jeder Minute den Untergang drohete, und für die ganze mögliche Dauer desselben seine Gesundheit untergraben hatte. Wenn man nun weiß, wie das höchste Streben jedes Russischen Officiers ganz besonders auf den Georgen-Orden gerichtet ist, der doch schon von manchem mit geringer Mühe erlangt wurde, so wird man es dem Kranken schwerlich übel deuten, daß ihm in seinen schlaflosen Nächten das weiße Kreuzchen als wohl verdient vor Augen schwebte, und er endlich beschloß, zum Andenken der unsäglichen Leiden, es sich symbolisch darzustellen. Zu dem Ende sammelte er die größern Splitter seines Schlüsselbeins, die er ausgehustet hatte, ließ sie sauber in Gold in Gestalt eines Kreuzes fassen, und in der Mitte, an der Stelle des Heiligen Georgs, ein Stückchen Tuch und Watte, das er ebenfalls ausgehustet hatte, unter Glas anbringen. Die Kaiserin wurde auf diese Allusion des Georgen-Ordens wohl nicht aufmerksam gemacht, jedoch entging ihrem zarten Sinne die Bedeutung dieses Zeichens gewiß nicht, die es mit dem glorreichsten Kreuze vollkommen gemein hat, die Erinnerung an Leiden aus Liebe, sey es nun Menschenliebe oder Vaterlandsliebe; denn Tages drauf schickte sie ihm die Devise: Für Glauben, Kaiser und Vaterland, mit dem Befehle, sie mit dem Namen und Tage der





güldne Gasse, anzugreifen, und den Feind hinaus zu werfen, der sich darin befestigt hatte. Dieser Angriff konnte nicht anders bewerkstelligt werden, als nachdem das Dorf umgangen war, an einer befestigten Pforte desselben. Als S. mit seinen Leuten sich gewaltsam durch diese Pforte drängte, die Waffe in der linken Hand, da der rechte unbrauchbare Arm in der Binde hing, war er der vorderste von Allen. Wie er so ins ärgste Gedränge gerathen war, stürzt ein feindlicher Soldat mit dem Bajonet auf ihn los, als sein Flügelmann, hinter dem Hauptmann stehend, über dessen Schulter weg, sein Bajonet dem feindlichen in die Brust stößt, so daß dieser augenblicklich in die Knie sinkt und sein ausspritzendes Blut den Geretteten badete. Die gewaltige Anstrengung dieses Tages hätte ihm wahrscheinlich das Leben gekostet, wenn nicht dadurch seine Wunde von neuem aufgegangen wäre, und so, wenn gleich mit größern Schmerzen, seinen Zustand weniger gefährlich gemacht hätte.

Unter den unglaublichsten Mühen, Beschwerden, Schmerzen und Entbehrungen aller Art setzte nun S. den Dienst während des ganzen Feldzuges fort, bis ihn endlich das Vipouac bey Brienne vollends zurücksetzte. Entblößt von jeder Art von Bequemlichkeit, unter dem einzigen Schutze seines durchschossenen Mantels, mußte er bey unanhörlichem Regen auf der Erde liegen, die ein Sumpf geworden war. Da bekam er ein sehr heftiges kaltes

Fieber, und konnte von nun an, bey dem immerwährenden Vorrücken der Truppen, unter den furchtbarsten Martern, im Fieberfroste zitternd, nur noch auf dem Pferde hängen, und so eben mitreiten. In diesem Zustande war er auch vor Paris, wo ihn der Großfürst Constantin mit vier Bataillons den Preußen zu Hülfe schickte, die grade die wüthend vertheidigte Pforte Pantin angegriffen hatten, und sich kaum halten konnten. Wer von dem Gefecht an diesem Orte nur sprechen gehört hat, weiß, wie es da her ging. Das Thor wurde mit grobem Geschütz aufs beste und von den immer aufs neue abgelösten Französischen Truppen aufs hartnäckigste vertheidigt; die alkirten Truppen, die nicht abgelöst werden konnten, standen wie Männer und fielen wie Heu unter der Sichel des Todes. Da kam plötzlich die Nachricht von der Uebergabe der Stadt, die auch hier dem Gemetzel ein Ende machte, und den übrig gebliebenen Rest der Russischen und Preussischen Truppen auf diesem Posten rettete. Unter diesen war nun der arme S., aber in welchem Zustande! Schon zu Anfange war ihm die Mühe vom Kopf geschossen; dann war ihm sein Pferd unterm Leibe erschossen, und nun quälte sich dieser Arm, der kaum zu Pferde hatte sitzen können, zu Fuße, und doch wich er nicht von der Spitze seiner Truppen, sondern zeigte durch sein Beispiel den Feigen und Schwachen, was ein Tapferer und Starker aushalten kann.



In Paris genos nun S. einige Pflege und ärztliche Hülfe, so daß er nach einigen Wochen wieder Hoffnung hatte, sein erbärmliches Daseyn noch einige Zeit fristen zu können. Diese Dilation des Todes erregte denn von neuem den Wunsch in ihm, der ihm früher fehlgeschlagen war, einen etwas ruhigeren Posten in Reval zu bekommen, um seinen Lebensrest bey seinen Eltern zuzubringen, denen es, unbekannt wie sie sind, kein so vollkommener Trost seyn konnte, als er es ihm selbst war, daß er sein Leben so heldenmüthig dem Kaiser und dem Vaterlande geopfert hatte. Indessen war zu Erfüllung dieses Wunsches ihm keine Hoffnung und Aussicht mehr übrig, und er hegte ihn nur noch mit jener Wehmuth, mit der man süßen Träumen nachhängt.

Kaum konnte er nunmehr auf seine ne starke Weise, das Bette verlassen, so meldete er sich schon als völlig hergestellt bey seinem Chef, und bekam auch sogleich ein neues Grenadier-Bataillon zu formiren. Mit diesem Geschäfte gab er sich alle erdenkliche Mühe, und in kurzer Zeit war es so wohl gelungen, daß er die Freude hatte, dies vollkommen gut exercirte Bataillon dem Kaiser selbst, noch in Paris, vorzustellen. Der Kaiser hatte die Gnade, ihm sein Wohlgefallen zu erkennen zu geben, und versprach ihm, sich zu Hause seiner zu erinnern. Diesen Augenblick benutzte General Gernonville, Sr. Majestät zu unterlegen, daß

der Obristlieutenant (zu welchem Range S. unterdessen im Laufe des Krieges befördert war) einen Posten in Reval wünsche, worauf auch gleich Tags drauf der Prikas ausgesertigt wurde, daß S. als Platzmajor nach Reval versetzt sey.

Seitdem hat er nun in Reval gelebt, wenn anders solches Leiden Leben genannt werden kann. Denn wie sich nun die Kugel immer tiefer senkte, drohte sie bald das Zwergfell, bald die Pulsader, bald ein andres Eingeweide, worauf sie lag, durchzureißen. Damit waren mehrere andre Uebel verbunden: die fürchterlichsten Schmerzen in der Brust, die Schmerzen beider noch offenen Wunden, eine gänzliche Entkräftung und andre einzelne Leiden, deren ganze Summe die löwenstarke Natur dieses Mannes, der dabey die meiste Zeit doch seinen Dienst versehen mußte, überwunden hat. Denn zu Anfange Octobers 1815. hatte er die unansprechliche Freude, seinen Eltern zu verkünden, daß er von seinem Arzte erfahren habe, die Kugel hätte sich nunmehr so tief gesenkt, daß sie alle edlern Eingeweide passiert, und daß für sein Leben von dieser Seite nichts mehr zu fürchten sey. Diese Hoffnungen entzündeten neue Lebenslust in ihm; ein neues Leben schien für ihn zu begippen, und er gleich in seinem glücklichen Frohsinn einem Jünglinge, der eben erst in die Welt eintritt.

Dennoch ist nicht zu läugnen, daß sein bisheriges, höchst verdienstvolles



Leben mit seiner jetzigen Lage und den daraus stießenden etwanigen Ausichten in die Zukunft in großem Mißverhältnisse steht. In Paris konnte er diesen Posten wohl wünschen, da er selbst keine Mittel hatte, und dieser Posten ihm wenigstens so viel darbot, daß er bald nach seiner Anfunft in Neval ruhig bey seinen Eltern sterben konnte;

**Erziehung der Kartoffeln aus dem Samen.**

Man nimmt den Samen aus den reif gewordenen Samen-Kapseln, und säet ihn am Ende März in ein temperirtes Mißbeet, oder auf eine vor einer Mauer gegen Süden gelegene warme Kabatte, und giebt, sobald der Same aufgegangen, den jungen Pflanzen viele Luft. Haben sie eine solche Stärke erlangt, daß sie können verpflanzt werden, wenn sie die Größe einer verpflanzbaren Kohlpflanze erlangt haben, so werden sie auf einen, vorher gut gedüngten und locker gegrabenen Boden 1 1/2 Fuß weit im Verbande gepflanzt. Wenn die Pflanzen einen halben Schuh hoch geworden sind, werden sie so hoch mit Erde angehäuf, daß nur die Spitzen hervor-

**Am 17. r**

Es soll seit einigen Jahren eine sehr große Menge Blutigel aus dem Oldenburgischen, vornehmlich aus dem Amt Boxborn, nach England und

denn das war die Aussicht in seine Zukunft, die er von Paris mitbrachte. Nun es aber das Schicksal anders gewollt hat, bleibt ihm und seinen armen Eltern an einem Posten, der ihm nächst Wohnung und Heizung nichts als seine Gage von 800 Rubel Papier-Geld einbringt, freylich — noch manches zu wünschen übrig.

**aus dem Samen.**

stehen; und wenn sie guten Boden haben und schnell wachsen, so geschieht dieses Aufhohen und Anhacken zum zweytenmal. Ist der Boden nicht zu mager, und das Behacken nicht ver-säumt, so kann man bey dieser Methode gleich im ersten Jahre im Herbst von den Samenpflanzen eine eben so große Erndte erwarten, als von wirklich gepflanzten Kartoffeln, welche man also dadurch erspart. Der Same hält sich in den Kapseln, wenn solche reif und an der Luft allmählich getrocknet werden, einige Jahre gut; dies ist deshalb vortheilhaft, weil nicht alle Jahre gleichviel Samen reift, und man sich so weßchen in Vorrath halten kann.

**Am 17. r**

nach Nord-Amerika versandt seyn. Eine nähere Nachricht hierüber würde willkommen seyn.

